

Erfolgsmodell Volksschule

Zehn Punkte zur Wiederbelebung dieses Schweizer Traditionsinstituts mit Zukunft.

Philipp Gut

Die Volksschule ist unter Druck: Schwierige Schüler, schwierige Eltern, schwierige Bildungspolitiker, ein schwieriges gesellschaftliches Umfeld machen ihr das Leben schwer. Und doch darf man, bei allen Schwierigkeiten, feststellen: Die Volksschule, von manchen als Auslaufmodell betrachtet, ist ein Traditionsinstitut mit Zukunft – wenn sie sich darauf besinnt, was man ihre Erfolgsformel nennen könnte. Zehn Punkte sind dabei entscheidend.

1 — Klassenlehrer stärken: Heute bevölkern zig Fachlehrer, Teilzeitlehrer, Therapeuten und Hilfskräfte für alles Mögliche und Unmögliche die Schule, auch bereits auf der Unterstufe. In gewissen Klassen herrscht ein solches Kommen und Gehen, dass manchem Schüler schwindlig wird. Für die Lehrer steigt der Aufwand für Absprachen und Koordination. Das mache es kompliziert, sagt Jérôme Schwyzer, Sekundarlehrer im Kanton Aargau und Präsident des Lehrernetzwerks Schweiz. Das Gegenmodell nennt er: «Ich und meine Klasse». Das möge altbacken klingen, aber das sei es, worauf es ankomme: Es braucht Lehrer und Lehrerinnen, die da sind, die ihre Klasse kennen, sie führen, im Griff haben.

Umgekehrt brauchen die Schüler, gerade die kleineren, eine Bezugsperson, zu der sie eine vertrauensvolle Beziehung aufbauen können. Früher hätte man das eine «gesunde» oder «natürliche Autorität» genannt, eine, die eben nicht nur von Amtes wegen gegeben ist, sondern die man sich durch Persönlichkeit, pädagogisches Geschick, Fachwissen verdient.

2 — Mehr Freiheit, weniger Bürokratie: Lehrer sollten, so sollte man meinen, für die Schüler da sein und nicht für andere Lehrer, nicht für die Schulleiter, nicht für die Behörden. Lehrer sein, das heisst ja doch vor allem: unterrichten, arbeiten mit den Schülern. Heute scheint es, überspitzt gesagt, andersherum zu sein: Das Unterrichten wird zur Nebensache, Lehrer versinken im Papierkram, langweilen sich an Sitzungen, mühen sich an Teambuildingübungen ab.



Irgendwo falsch abgebogen: «Ab zur Schule» von Elizabeth Adela Forbes (1889).

Natürlich ist das an grösseren Schulen so nicht mehr möglich, aber ich erinnere mich noch lebhaft an mein erstes Jahr in meinem vorjournalistischen Leben als Primarlehrer in einer Luzerner Landgemeinde. Es gab genau drei Klassenlehrer für sechs Klassen, daneben eine Handarbeitslehrerin (dafür wäre ich zu ungeschickt gewesen). Lehrersitzungen? Fehl-anzeige. Alles, was wir zu besprechen hatten, besprachen wir in der Vormittagspause am Rande des Fussballfelds, wo sich die Schüler austobten. Das ist kein Plädoyer für pädago-

gischen Autismus, aber als Kontrastfolie zum durchbürokratisierten Schulalltag von heute mag es anekdotisch illustrieren, dass wir vielleicht irgendwo falsch abgebogen sind.

3 — Aufs Wesentliche konzentrieren: Klar, die Schule soll anregen, die Welt spiegeln und vermitteln in ihrer faszinierenden, bunten Vielfalt, aber Tatsache ist und bleibt: Viele Schüler sind überfordert durch ein solches Panoptikum an Möglichkeiten, Forderungen, Anforderungen. Manches wirkt überladen, anderes ist ideo-

logischer Firlefanz, und vieles hat sich in der pädagogischen Praxis schlicht nicht bewährt und sollte deshalb entsorgt werden. Dazu zählen das Frühfranzösisch und das Frühenglisch. Eigentlich weiss man es seit der Einführung der beiden Fächer in der Primarschule: Die Kleinen lernen die Fremdsprachen so kaum. Aufwand und Ertrag stehen in keinem vernünftigen Verhältnis.

«Frühenglisch und Frühfranzösisch sind dringender wieder abzuschaffen», rät Lehrer Schwyzer. Dafür sollten Deutsch und Mathematik, aber auch die handwerklichen Fächer gestärkt werden. Spätestens in der Berufslehre kommt dann das grosse Erwachen: Rund ein Viertel der Schüler kann nach Abschluss der Volksschulzeit nur ungenügend lesen, schreiben oder rechnen. «Es geht alles mehr in die Breite statt in die Tiefe», sagt Schwyzer. Exemplarisch dafür steht der Lehrplan 21, der auf Hunderten von Seiten Tausende von schwammigen «Kompetenzen» festlegt, anstatt Leitplanken zu setzen.

4 — Integrative Schule abschaffen: So sympathisch die Idee klingen mag, Kinder mit Beeinträchtigungen und allerlei Auffälligkeiten in Regelklassen aufzunehmen – sie ist gescheitert. Nichtstaatliche Institutionen wie die Rudolf-Steiner-Schulen haben zwar schon immer ein, zwei Schüler mitgenommen, die der Norm nicht entsprachen, und das hat dort einigermaßen funktioniert. Nur: Alles ist eine Frage des Masses. Problematisch sind in dieser Beziehung weniger lernschwache, sondern stark verhaltensauffällige Kinder (früher hätte man gesagt: «verhaltensgestörte»). Von ihnen braucht es nur wenige, manchmal genügt schon ein einziger dem Teufel ab dem Karren gefallener Schüler, um alles durcheinanderzuwirbeln. Aufwand und Energie, die ein Lehrer benötigt, um die Unruhestifter auch nur halbwegs unter Kontrolle zu bringen, fehlen für den Rest der Klasse und für das Unterrichten. Davon sind wiederum besonders die schwächeren Schüler betroffen – ein Teufelskreis. Darum gilt für die schulische Integration: gutgemeint, aber durchgefallen.

5 — Reformen von unten statt von oben: Die Schule ist zum Testgelände für pädagogische Experimente geworden. Lehrer beklagen seit Jahren eine chronische «Reformitis». Niemand hat etwas gegen sinnvolle Neuerungen, auch wenn die erzieherische Tätigkeit, wie es die Philosophin Hannah Arendt formulierte, ihrem Wesen nach konservativ, «im Sinne des Konservierenden», des Hegenden, Schützenden sei. Die meisten Schulreformen haben indes nicht gehalten, was uns die Bildungspolitik und Experten versprochen haben.

Der Grund dürfte gerade bei diesen Bildungspolitikern und Experten liegen: Es waren Reformen von oben, verordnet von Bürokraten und Theoretikern. Der ehemalige Lehrer und Autor Daniel Wirz schreibt dazu: «Das kann nicht gut



gehen. Die Initiativkraft des einzelnen Lehrers, der einzelnen Lehrerin wird damit korumpiert. Lehrkräfte fühlen sich übergangen, zu Vollzugsbeamten degradiert und entmündigt.» Die Lehrer wissen am besten, was funktioniert.

6 — Digitalisierung sinnvoll nutzen: Die Klagen mehren sich, dass der exzessive Handykonsum der Jugendlichen ihre Entwicklung beeinträchtigt, psychische Erkrankungen hervorruft, bewegungsfaul mache. Sicher, das kann man so sehen. Allerdings sollte man nicht den Teufel an die Wand malen. Jede neue Technologie bietet Chancen und Risiken. Man kann das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen. Gerade die Jungen turnen virtuos in der digitalen Welt, sind insofern gewappnet für die Zukunft. Eine gute Schule – aber nicht nur sie, auch die Eltern sind gefragt – vermittelt einen sinnvollen, massvollen Umgang mit den digitalen Möglichkeiten.

7 — Lob der Lehre: Die Schweiz hat im internationalen Vergleich eine tiefe Jugendarbeitslosigkeit – und eine tiefe Maturitätsquote. Spanien hat im internationalen Vergleich eine hohe Jugendarbeitslosigkeit – und eine hohe Maturitätsquote (*bachillerato*). Gegen 40 Prozent der jungen Spanier haben einen Hochschulabschluss. «Der Arbeitsmarkt nimmt so viele Absolventen aber nicht auf», weiss selbst Wikipedia. Ein Grund, wenn auch nicht der alleinige, für die gute Position der Schweiz ist das duale Bildungssystem für Lehrlinge, das zu einem Berufsabschluss führt. Die Berufslehre hat kaum irgendwo sonst einen so hohen Stellenwert wie hier. Das zeigt sich auch bei den World Skills, den Berufsweltmeisterschaften, wo junge Schweizer Berufsleute regelmässig abräumen.

Erziehung ist immer auch Entfaltung der eigenen Anlagen und Möglichkeiten. Der mancherorts zwanghaft wirkende Drang, alle Kinder ans Gymi, später an eine Universität oder Hochschule zu schicken, ist daher ein Holzweg: Er wird weder den individuellen Fähigkeiten noch den Bedürfnissen von Gewerbe und Wirtschaft gerecht. Ausserdem zieht es das akademische Niveau nach unten, wenn jeder und jede studiert. Für die Volksschule heisst das: Nicht alle Schüler über einen Kamm scheren, neben dem Kopf auch Hand und Herz ansprechen, möglichst dafür sorgen, dass jeder das Beste aus sich herausholt.

8 — Führungsstarke Praktiker ausbilden: Die heutige Lehrerbildung ist akademisch, um nicht zu sagen: verakademisiert. Die guten alten Lehrerseminare, die auch ein ansprechender Sekundarschüler ohne akademische Ambitionen besuchen durfte, wurden aufgelöst zugunsten von pädagogischen Hochschulen, die allerdings kein allzu hohes wissenschaftliches Niveau aufweisen. Ihr grösseres Manko ist, dass sie keinen genügenden Praxisbezug aufweisen und die Junglehrkräfte so nicht richtig auf ihre Aufgabe vorbereiten. «Lehrer ist kein akademischer Beruf, sondern ein Führungsberuf», hält Jérôme Schwyzer fest. Diese Komponente fehlt in der Ausbildung aber weitgehend. Viele Junglehrer sind überfordert, wenn sie vor eine Klasse treten.

9 — Integrationsklassen für Ausländer: Die Schule leidet, das bestätigt jeder, der auch nur ein bisschen Einblick hat, unter der anhaltenden Zuwanderung in die Schweiz. In manchen Klassen beträgt der Ausländeranteil gegen 100 Prozent. An ordentlichen Unterricht ist unter solchen Be-

Viele Schüler sind überfordert durch ein Panoptikum an Möglichkeiten, Forderungen, Anforderungen.

dingungen schwer zu denken. Die Aargauer SVP-Nationalrätin und Regierungsratskandidatin Martina Bircher fordert deshalb Integrationsklassen für Kinder im schulpflichtigen Alter, die nicht oder kaum Deutsch sprechen. Auch «Frühförderung Deutsch im Vorschulalter» solle abhelfen und dafür sorgen, dass das Unterrichtsniveau gewahrt bleibe.

10 — Freie Schulwahl ermöglichen: Es mag an dieser Stelle paradox anmuten, aber die Volksschule, diese trotz allem granitsolide Bildungssäule der Schweiz, könnte durchaus auch gestärkt werden, wenn sie mehr Konkurrenz bekäme. Wettbewerb tut immer gut. Der Trend zeichnet sich ab: Immer mehr Eltern schicken ihre Kinder auf Privatschulen, allerdings sind Letztere, von Ausnahmen abgesehen, vor allem für bessergestellte Familien erschwinglich.

Wollen wir eine Zweiklassen-Schulgesellschaft? Oder sollten wir über eine Liberalisierung des Schulwesens nachdenken? Eine in diesem Zusammenhang oft genannte Möglichkeit wären Bildungsgutscheine, die eine freie Schulwahl ermöglichen. Die Volksschule müsste sich dann im Direktvergleich messen und beweisen, was vielleicht nicht nur zu einem effizienteren Mitteleinsatz (Stichwort: Bildung statt Beton), sondern auch dazu führen würde, Leerläufe und Fehlentwicklungen rascher zu korrigieren und sich auf ihre eigenen Stärken zu konzentrieren.

Philipp Gut ist ehemaliger stellvertretender Chefredaktor der *Weltwoche* und früherer Primarlehrer.